

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 86.

Dienstag, 7. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie zerdrückte das Zigarettenende und erhob sich. „Jetzt bin ich auf ein paar Stunden die Tochter des Hauses, die die Honneurs macht. Kommen Sie. Mein Vater wird schon ungeduldig sein.“

Der Baron folgte gehorsam. Er hatte allen Wünschen Juttas gehorcht. Aber dies Auf und Ab ihrer Laune hatte ihn stuhig gemacht. Sie war gar nicht mehr so selbstsicher wie einst: sie erklärte sich, ja, und entschuldigte sich beinahe. Kein Zweifel: sie war nervös. Und natürlich war ein Mann im Spiel. Das war auch bei den kniefreien Juttas so üblich.

Während er hinter ihr herschritt durch diesen engen Korridor des verbauten Hauses und sein Auge über die schwarzgerahmten englischen Stahlstiche schweifte, fiel ihm plötzlich ein, was sie von den zwei Leben gesagt hatte, die man leben müsse. Was, zum Ruckuck, hatte sie eigentlich damit gemeint?

3.

Georg Dollingen blickte über die Zeichentische hinweg nach draußen, wo die Rathausuhr auf dreiviertel zwölf stand. Fröhlicher Sonnenschein zitterte über den großen Stadtplänen, die die hohen weißen Wände zwischen den Atelierfenstern füllten. Solche Sonne hätte in der Zeit vor dem Motorrennen herrschen müssen, dann wäre es eine anständige Bahn gewesen und viele Stürze wären erspart geblieben.

„Arbeit macht das Leben süß“, mahnte Herr Schädler, sein Kollege. Er hatte längst den langen Zeichentisch niedergelegt und betrachtete seine Frisur in einem Handspiegel.

„Arbeit? Wie lange wird das hier noch dauern?“
„Bin ich ein Prophet?“

Der Handspiegel flog in die Tasche. Beide Herren beugten sich über die Zeichnungen, als sich die Tür öffnete.

Borbeck schlurzte langsam näher. Sein schwammiger Körper schob sich zu den Zeichentischen. „Nicht zu fleißig, meine Herren. Man muß die Kunden warten lassen, sonst glauben sie, bauen sei eine Sache der Geschwindigkeit und keine Hexerei.“ Er lachte lange über seine Bemerkung, und aus dem Nebenzimmer, zu dem die Tür geöffnet blieb, hörte man das begleitende Lachen des Tippfräuleins. Auch Herr Schädler hatte beifällig gelächelt.

Der Architekt machte einen Schritt auf Georg Dollingen zu, der allein ernst geblieben war, und blieb stehen. „Was ich sagen wollte —“

Georg Dollingen kannte die Art seines Chefs. So kam er jedesmal, wenn er Unangenehmes zu sagen hatte: Wie ein Lehrer, der eine tüdliche Kunstpause macht, ehe er dem wartenden Schüler die Strafe diktieren. Er machte ein paar überflüssige Striche und blickte auf, als er seinen Namen hörte.

„Die Arbeit an der Schule ist ja nun wohl erledigt, nicht wahr, Herr Dollingen?“

„So ziemlich, Herr Borbeck.“

„So ziemlich? Das ist das Höchste, was einem gelingen kann“, philosophierte der Architekt. „Das Schöne wird nie fertig, hat einmal ein Dichter gesagt,

damals, als es noch Dichter gab. Nur in der Technik kann man von Vollendetem sprechen, weil da die Zahl diktiert.“

„Gewiß“, bestätigte Dollingen. Was würde nun kommen? Nie hatte er Borbeck so gehaßt.

Nun kam es. „Sie waren bisher bei mir halbtags beschäftigt, Herr Dollingen?“

Der Angeredete nickte wortlos. Warum fragte dieser Mensch noch? Er wußte doch ganz genau die Stunde, wo er ihn aufgenommen hatte.

Borbeck zwirbelte an den winzigen Härchen auf seiner Oberlippe herum. „Die Sache ist nämlich die: es ist doch fraglich, ob ich noch länger für Ihre gewiß schätzenswerte Tätigkeit Verwendung habe.“

Georg Dollingen erhob sich und stand kerzengerade, die Hand auf die Tischplatte gestemmt. „Das soll heißen, daß Sie mich entlassen?“

Der Architekt lächelte dünn. „Das klingt viel zu heftig. Entlassen — ich bitte Sie. Sie sind doch nicht mein Angestellter. Ich habe überhaupt keine Angestellten, vielmehr nur Mitarbeiter. Und ich bin stolz darauf, daß es hier so steht.“ Seine Blicke bogen Dollingen aus, der ihn ruhig ansah, und schweiften zu dem kleinen Gipsmodell einer Villa herüber, das am Fenster stand und verstaubte.

„Ich kann also noch bleiben?“ Dollingen wunderte sich selbst, wie kühl seine Frage klang, und es erfüllte ihn mit Befriedigung, daß seine Stimme nicht gezittert hatte.

Der andere schien etwas verwirrt. „Aber selbstverständlich. Ich bitte Sie. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daß gelegentlich der Fall eintreten könnte, daß ich auf Ihre Mitarbeit verzichten müßte. Ich sage es nur, damit Sie bereit sind. Bereit sein ist alles, nicht wahr?“

Georg Dollingen zuckte die Achseln. Es war das ewige Katz- und Mausspiel, das Borbeck trieb. Vielleicht war es das einzige Mal, wo er etwas wie Macht empfand. Man mußte ihm dies lächerliche Gefühl zugute halten. Er setzte sich wieder. „Ich bin auf alles gefaßt, obwohl die Bauaussichten sich ja gebessert haben —“

„Bauaussichten?“ Der Architekt fiel ihm ins Wort. „Was verstehen Sie darunter? Es wird gebaut, zweifellos. Aber wer baut denn? Der große Unternehmer, der mit staatlicher Unterstützung Serienbauten hinlegt.“ Er warf sich in die Brust. „Meine Herren, sehe ich so aus, als ob ich Serienbauten mache? Dann schon lieber gleich — wie drüben überm großen Teich — die Häuser aus einer Form gießen. Habe ich nicht recht?“

Das Tippfräulein, eine kleine, rundliche Dame, stürzte herein. „Herr Borbeck, bitte ans Telefon. Herr Reinhold wünscht Sie zu sprechen.“

Der Architekt seufzte. „Eine teuflische Erfindung, dies Telefon.“

Als er draußen war, schloß Fräulein Wally Eisen die Tür. „Nun aber raus, meine Herren, ehe er merkt, daß ich ihn verkohlt habe. Na, wie sehe ich nun da?“

„Sie sind ein Engel“, sagte Herr Schädler, der eilig in seinen Mantel fuhr. „Bei der nächsten Schönheitskonferenz im Lunapark stimme ich für Sie.“ Er war schon in der Tür.

Fräulein Kally trat zu Dollingen. „Gehen Sie nun nach Hause?“

Er sah sie verwundert an. „Natürlich, wohin sonst?“

„Wohin sonst?“, wiederholte sie schmollend. „Na, es könnte ja auch sein, daß Sie mich ein wenig begleiten.“ Sie lachte ihn kokett an.

„Ausgeschlossen, Fräulein Eisenwein.“

„Huch, was Sie für strenge Augen machen!“

Herr Schädler, der dem Zwiegespräch amüsiert gefolgt war, rief herüber: „Hindern Sie Herrn Dollingen nicht im Training. Er braucht klaren Kopf und alle Kräfte für das nächste Rennen.“

Borbeck kam zurück und schnauzte das Fräulein an: „Natürlich schon wieder abgehängt. Sie haben mich wieder zu spät gerufen.“

„Es ist nicht meine Schuld“, verteidigte sich die Angegriffene. „Sie kommen nur immer zu spät. Sie lassen die Leute zu gern warten.“

Er lächelte schwach. „Man darf seine Kunden nicht verwöhnen, Sie kleine Schneegans.“ Dann wandte er sich an Dollingen: „Sie würde doch eine Entlassung, Verzeihung, eine Trennung von mir nicht besonders treffen?“

„Ich verstehe Sie nicht recht?“ Vor ihm schwebte das verbitterte Gesicht der Mutter und der Schwester, die sich über Perlsüßereien beugte und sich daran die Augen verlorb.

„Beim Sport verdient man doch viel Geld, habe ich mir jagen lassen. Und vorgestern auf der Rennbahn haben Sie ja direkt Sensation gemacht, wenn auch nur für kurze Zeit. Aber das ist beim Sport nun mal so: den ersten Ozeanflieger feierte man wie einen Gott — nach dem ersten steht man sich nicht mehr um. Minuten-erfolge. Aber sie bringen doch Geld, wie? Wofür bezahlt man heute mehr als für Sensationen?“

Georg Dollingen fürchtete eine neue Rede. „Es war das erste Mal, daß ich mich an einem solchen Rennen beteiligte, und auch nur auf Drängen eines Bekannten. Es war übrigens auch das letzte Mal.“

„Aber warum denn? Warum?“

„Ich habe es meiner Mutter versprochen“, antwortete er ruhig.

Der Architekt zwinkerte dem Fräulein zu, aber wagte nicht, zu witzeln. „Bravo. Eine Empfehlung an die Frau Mutter.“

Als Georg Dollingen draußen war, fragte er: „Verstehen Sie das? Ein Kerl wie ein Baum und hängt am Schürzenzipfel der Mutter.“

„Das finde ich sehr hübsch“, entgegnete sie schnippisch.

„Aha. Das Gemüt. Das gefällt den Frauen also immer noch. Na ja, wer der Mama gehorcht, wird auch ein guter Ehemann, wie?“

Fräulein Eisenwein lief hinaus. Ihre wütende Stimme klang herüber: „Ich habe keine Heiratsabsichten. Ich verbitte mir das.“

Befriedigt nickte Borbeck ihr nach.

4.

„Trinkst du keinen Kaffee mehr, Georg?“, fragte die Schwester.

Dollingen bürtete seinen Hut. Er bürtete ganz vorsichtig: er mußte noch eine Weile vorhalten. „Danke schön, Malwine. Du weißt ja, daß meine Aufnahme-fähigkeit auf diesem Gebiet begrenzt ist. Wie heißt es doch in dem Singpiel: „Noch ein Täffchen, Frau Inspektor —“

Malwine summte weiter: „Nein, ich danke, Frau Direktor. — Mehr als zehne trink ich nicht.“ Ein flüchtiges Lächeln ging über ihre Züge und verschwand gleich wieder.

„Schläft Mutter noch?“

„Bewahre. Sie hastet schon eine Weile drinnen herum. Du sagst ihr doch noch Adieu?“

„Natürlich.“ Er hing den Hut an den Halen der Türe.

„Du wirst doch nicht wieder mit diesem Krille fahren? Mutter hat doch schon genug Sorgen.“

Er wollte sagen, daß er es nur getan hatte, um ihr ein Stückchen Sorge abzunehmen, aber er sagte nur müde: „Ich habe es ja versprochen. Ich fahre nicht mehr. Aber versuchen mußte ich's doch.“

„Die ganze Straße war voll davon.“

„Ich sehe daraus nur, daß Berlin gerade solche Kleinstadt ist wie unser Dorpat oder Jurjew, wie sie es schon unter dem Zaren nannten. Aber, daß ich damit was verdiente, war ja weiter keine Schande, Malwine. Uns Balten bleibt nur übrig, mit möglichst viel Anstand zu dulden und zu arbeiten, was es gibt.“

Sie zögerte. „Krille ist Mutter unsympathisch“ begann sie endlich, mit einem scheuen Blick auf den Bruder.

Er lachte kurz auf. „Kein guter Umgang für mich, he, Schwesterchen? Ich bin immer noch das kleine Jungchen.“ Er richtete sich zu seiner ganzen Höhe auf. „Ein schönes Nesthähnchen, nicht? Ich glaube, ich könnte ein Auto mit einem Arm stemmen.“

Die Schwester sah ihn mit einem Blick sorgender Liebe an. „Du bist und bleibst unser Jüngster, Georg. Laß dir nur unser Sorgen gefallen.“ Sie setzte sich auf den Fensterplatz und zog die kleinen bunten Perlen aus den Seidenfäden.

Beide schwiegen eine Weile, in ihre Gedanken versunken.

Er dachte an die peinliche Szene bei Borbeck, an die rasende Fahrt in dem Motorkarren — warum hatte er sich eigentlich darauf eingelassen? Was lag ihm schon daran, ob Krilles Firma einen Preis bekam oder gar, ob ein Rekord gemacht wurde? Auch die ziemlich hohe Summe, die die Firma dem Besitzer geboten hatte, war nicht die rechte Verlockung gewesen. Das Spiel um Leben und Tod hatte ihn gereizt, diese Unterbrechung des Alltags, dies Aufpeitschen des Blutes. Aber hatte er ein Recht dazu, solche Abenteuer zu suchen?

Und er dachte jetzt nicht an die Verantwortung, die er den beiden Frauen gegenüber hatte, die mit seinem Leben verbunden waren. Jetzt huschte eine schlankes Mädchengestalt vorüber, goldbraune Augen lachten ihn an: Johanna Reichert, die in sein Leben geweht war, suchte ihn. Verzweifelte er so an seinem Leben, daß er das verrückte Wagnis unternommen hatte? Und sie war doch so schön — und so ganz anders als die Frauen, die er sonst kannte...

„Woran denkst du, Georg?“

Er erwachte wie aus einem Traum. Ohne die Schwester anzusehen, antwortete er: „An nichts, Malwine.“

Sie legte die Arbeit vorsichtig in den Schoß. „Du sahst einen Augenblick so glücklich aus.“

„Dann gönne es mir“, sagte er bitter. Er erhob sich und ging zum Sofa, das jeden Abend zur Schlafstelle für ihn umgewandelt wurde. Man mußte einen Stuhl daran stellen, damit es für seine große Gestalt ausreichte. Das alte Sofa knackte, als er sich darauf niederließ.

Sie zog schon wieder die Nadel durch die kleinen, bunten Perlen. „Sei fröhlich, wenn Mutter kommt! Sie hat es so nötig.“

„Das haben wir alle —“

Die Mutter kam, leicht gähnend, und setzte sich neben Georg, der den wollenen Kasseewärmer von der Kanne nahm und ihr einschenkte. „Gut geschlafen, Mutter?“

„Kein Auge habe ich zugemacht“, entgegnete sie getränkt. „Wie kannst du nur so fragen? Ich weiß längst nicht mehr, was Schlaf ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Zugvögel kommen.

Von Richard Gerlach.

Berwundernd ist die Fülle der Vögel im April: der Storch kommt, die Schwalben, die Fliegenschwärmer, die Grasmücken und der Ruckuck, und gegen Ende des Monats erscheint die Nachtigall.

Vor mir liegt mein altes ornithologisches Tagebuch, das mich ein Jahrzehnt auf allen Spaziergängen begleitet hat. Ich blättere das Jahr 1915 durch. Damals kam also der Storch in unserm Dorfe am 8. April an. Die Rauchschwalben suchten zuerst am 15. wieder ihren Balken im Stall. Die Mehlschwalben folgten am 19. Und nun sind da die Daten von Waldrotschwänzchen, Klappergrasmücke, Mönch und Trauerfliegenschwärmer, der Waldschwirrvogel sang wieder unter den sprießenden Knospen, und der Ruckuck rief unermüdlich. Am 26. bemerkte ich die ersten Mauersegler durch die Luft laufen.

Dies Tagebuch ist eine trodene Aufzählung von Daten, nicht wahr? Aber wie spannend ist es, mit Bestimmtheit zu entdecken: gestern war dieser Vogel noch nicht hier, er muß also über Nacht eingetroffen sein. Der kleine Sänger ist vielleicht allein und jedenfalls ganz unauffällig Tausende von Meilen geflogen, er hat an einer Oase am Rande der Sahara Rast gemacht, dann sah er das blaue Mittelmeer unter sich leuchten, er gelangte an die Küste Dalmatiens oder Italiens, aber ihn litt es nirgends lange, er mußte weiter, und nun sitzt er hier und singt unbekümmert, als hätte er immer hier gelebt und sei nicht ein halbes Jahr fortgewesen.

Unter dem 25. April 1916 finde ich eine Beobachtung: Ich belauschte einen Kampf zwischen einem Kleiber und einem männlichen Waldrotschwänzchen. Der Kleiber war ansetzend in das Nest des Rotschwanzes eingedrungen, der aber griff den Störenfried wütend zuführend an. Endlich räumte der Kleiber das Feld. — So werden jetzt manche Streitigkeiten um den Nistplatz ausgefochten. Die Sommervögel behaupten das gleiche Recht auf ihr Quartier wie die Überwinternden.

Am 28. April 1916 erzählte ich eine kleine Vogeltragödie: Ich geriet in eine Schar Kinder, die mit einer „Flebermaus“ herumwarfen. Ich nahm ihnen das Tier, einen Mauersegler, ab. Zuerst versuchte ich, ihn fliegen zu lassen, aber dazu war er nicht imstande. So trug ich ihn mit nach Hause, konnte jedoch keine äußere Verletzung feststellen. Versuchsweise warf ich ihn vom Balkon im zweiten Stockwerk. Wenn er noch fliegen konnte, würde er sich rasch von dannen schwingen, sonst war ein schneller Tod besser als ein langames Dahinsinken. Er land aber zur Erde mit Flattern herab, ohne Schaden zu nehmen. Er ist ein paar Tage später gestorben. Vielleicht hatte er es zu eilig gehabt, heim zu kommen und war gegen einen Draht geprallt. Nicht alle, die fortziehen sind im nächsten Jahr auch wieder zur Stelle.

Im April 1917 trüffelte ich mit Bleistift auf das karierte Papier: 29. 4. Die Nachtigall sang in St. Germainmont. Ich war noch nicht achtzehn Jahre alt, stat in der feldgrauen Uniform und hatte Nachtdienst am Telefon. An der Front brummelten und dröhnten die Geschütze. Gegen 3 Uhr fand mich der Gefreite am Klappenschrant vornübergefallen und halb eingeklappt. „Hast du schon einmal eine Nacht durchgewacht? Kamerad?“ fragte er. — Ich schämte mich und sagte nein. — „Wie alt?“ — „Siebzehn.“ — „Und die letzten Jahre nichts in die Knochen gekriegt, was? Und so was schicken sie uns ins Feld hinaus. Nein, nein, du kannst nichts dafür, Kamerad. Schnapp nur mal draußen Luft, ich bleibe so lange hier.“

Die Leuchtstrahlen stiegen glashell in den Himmel, und ich sah das rote Scheinen da hinten immer wieder aufblitzen und dunkel werden. Ein Bach floss durch ein Weidenbüschel, die Luft war lau und weich. Plötzlich hingen ein paar gedehnte Pfeiftöne aus dem Dunkel, die Strophe brach ab, ein schluchzendes Flöten hing in den Zweigen, noch nie war mir der Nachtigallengesang so seelenvoll erschienen wie in diesem Augenblick. Ganz versunken horchte ich und spürte etwas wie Heimweh am Herzen, aber das sagte ich nicht laut. Die Revolverpatrone des Dorfes begann warnend zu bellen, es waren wohl Flieger in der Nähe. Auch die Flagengeschütze sandten Schrapnells in den Himmel. Die Nachtigall aber sang nur um so früher und ließ sich durch all den Krach nicht stören. Mit zaudernden Schritten ging ich hinein und übernahm den Dienst wieder.

Ich blättere über das schreckliche Jahr 1918 hin. Wir waren in jenem April auf dem Vormarsch. Trotzdem ruhte mein Bleistift nicht. Unter dem 17. 4. finde ich: Ankunft des Baumpiepers. Chaulnes. Ich weiß dieses Datum auch deswegen noch genau, weil mir am Tage vorher meine Mütze durch einen Splitter vom Kopfe gerissen wurde. Und die Ankunft des Baumpiepers war für mich eine Art Be-

ruhigung und Trost. Auf dem verholzten Ast eines umgeknittenen Apfelbaumes über einem Granatrichter sah der Vogel und stieg alle Minute singend empor. Sein Schmetterlingklang so innig und froh, daß ich dachte, wenn ein kleiner Vogel so singen kann, muß doch noch Hoffnung in der Welt sein.

Das Tagebuch steckte in meiner Tasche und ging überall mit mir. Es kamen Jahre des Studiums und der Arbeit, nun sind die Eintragungen wieder sauber mit Tinte geschrieben; damals legte ich mir sogar einen Füllfederhalter zu, aber davon bin ich ein paar Jahre später abermals abgekommen; allerlei Schicksalsbesuche und Vermögenslagen entnehme ich diesen Seiten, und jedenfalls haben die Vögel meinen Weg nun schon durch viele Jahre begleitet.

Unter dem Monat April stehen Fischreiher und Kraniche, Regenpfeifer und Brachvögel, Kuckuck und Graue Fliegenschwärmer. Ein besonders festlicher Tag ist es immer, wenn der Mönch sein Fortissimo hinausflötet. Die gleichmäßig atemlosen Lieder der Gartengrasmücke, des Waldschwirrvogels taumelnder Triller, das Plappern des Müllerchens und das rauhe Geflügel der Dorngrasmücke, des Drostelohrjägers knarrendes Gequiel, das alles sind Töne und Melodien, die der März noch nicht hatte.

Die Zugvögel, die schon eher angekommen waren, und die Standvögel lassen ihre Stimmen auch laut erschallen, so daß es jetzt keinen Winkel in Wald und Flur gibt, der von Vogelrufen nicht erheitert würde.

Während ich die Freuden vergangener Jahre aus meinem Tagebuch ablese, öffne ich das Fenster und lasse das Musizieren da draußen zu mir herein.

Der Vertreter.

Von Franz F. Braun.

Die Quisenstraße lag menschenleer; es war spät am Abend und regnete ein bißchen. Als Glaskarl vor der Villa anlangte, schlug eine nicht ferne Turmuhr zehn Mal. Er betrachtete das Häuschen und sah das Messingschild an:

Konsul Chr. Steenkamp.

Kein Fenster war erleuchtet. Seine Berechnungen waren also richtig. Der Konsul sah im Stadttheater und hörte sich „Rigoletto“ an. Die Diensthofen hatten heute Ausgang. Er trat in den Garten und ging zur Tür. Seinem Nachschlüssel würde dies Schloß kaum lange widerstehen. Das Schnappschloß sprang bald auf. Glaskarl betrat die Halle.

Behutsam, nirgends anzustoßen, und auf Zehenspitzen schlich er vorwärts. Leise, leise. Teppiche dämpften den Schritt. — Weshalb leise? Er wußte, daß er allein im Hause war! Nun, das liegt schon im Blut. — Er öffnete die Tür in das Herrenzimmer. Dort an der Wand hing das Bild, um das es sich handelte. Glaskarl machte kein Licht; er fand sich zurecht, obgleich er nur ein einziges Mal hier gewesen war — als falscher Elektriker.

Zwei, drei Hammerschläge gegen den Holzrahmen, das ließ sich nicht vermeiden. Der Goldrahmen gab nach; er nahm die Leinwand heraus, löste sie ab und rollte sie auf. Sehr behutsam, es war ja ein wertvolles Stück. Sonst noch etwas mitzunehmen? Glaskarl zögerte, aber da war ein unbehagliches Gefühl, und er drehte sich um, rasch wieder wegzukommen.

Als er die Tür gerade erreicht hatte, geschah es. Eine klare Männerstimme rief: „Halt!“ Gleichzeitig flammte das Deckenlicht auf. Glaskarl schloß geblendet die Augen. Er erkannte kaum noch, daß da beim Lichtschalter ein Mensch stand und einen Revolver vorgestreckt hielt. Aber hart vernahm er den Zuruf: „Die Hände hoch!“

Nach einer Weile konnte er sehen. Er wartete mit gerechten Armen und betrachtete den Mann. Der stand in Hemdsärmeln, war groß und schlank, und das Gesicht wies Entschlossenheit. Konsul Steenkamp.

„Haben Sie nur das Bild stehlen wollen?“

Glaskarl nickte; er legte es unaufgefordert auf den Tisch.

„Wer hätte es Ihnen abgenommen?“

„Ich verrate meine Kollegen nicht,“ knurrte er trotzig.

„Ich will Ihren Fehler wissen!“ rief der Konsul scharf.

„Nennen Sie mir den Fehler, und ich verpfehle Ihnen, mich bei der Polizei für Sie zu verwenden. Nicht Sie sind der eigentlich Schuldige, sondern jener Karl, der feige im Hintergrund bleibt und der Anstifter ist. Denn Sie kannten doch den Wert des Bildes gar nicht!“

Glaskarl überlegte. Dann legte er entschlossen einen Zettel auf den Tisch neben das Bild. „Die Adresse; ich kann den Zettel verloren haben,“ meinte er blinzelnd.

Der Konsul sah das Papier an und steckte es ein. „Man muß diesen Leuten das Handwerk legen,“ knirschte er. Er nahm das Telefon auf. „Überfall!“ rief er; und dann:

„Hallo? Zwei Leute genügen. Ich hatte hier einen Einbrecher in Schach. Beilen Sie sich bitte, Konsul Steensamp, Luisenstraße 17.“

Man wartete. Die Minuten wurden lang. Keiner der Männer sprach ein Wort. Der Konsul spielte mit dem Revolver: immer, wenn Glaslart eine Bewegung machte, nahm er die Waffe fester zur Hand. — Dann waren die Polizisten da. Sie sprangen von den Rädern und kamen ins Haus.

„Das ist der Bursche,“ sagte der Konsul. „Sie nehmen ihn wohl mit auf die nächste Revierwache, nicht wahr?“ Die Beamten bestätigten das. „Gut, meine Herren, ich mache mich fertig und bin in zwei Minuten ebenfalls dort.“ Die Polizisten grüßten höflich, nahmen Glaslart in die Mitte und zogen ab.

Der Konsul wartete eine Weile. Dann ging er in das Nebenzimmer. Da lag über dem Stuhl seine Jacke. Er zog sie an und ging wieder in das Herrenzimmer zurück. „Ich hätte mir wirklich viel Mühe gemacht, hatte schon die Jacke ausgezogen und wollte anfangen zu knäcken, da —“ und er lachte vor sich hin. „da kommt der Junge wie vom Himmel geschickt und zeigt mir, was hier des Mitnehmens wert ist. Hierauf rief sich der Konsul erkaut die Hände, nahm das gerollte Bild und warf einen letzten Blick in die Runde. Dann verließ er das Haus.“

An der Straßenecke nahm er ein Auto und fuhr zu dem feigen Anstifter und Hehler, der ausgerottet werden mußte! „Hier ist das gewünschte Bild,“ sagt er schlicht. „Der Kollege war verhindert und hat mir den Auftrag überlassen.“

„Ist gut,“ antwortete der Mann; er prüfte das Gemälde und griff dann in die Tasche. „Ich zahle Ihnen das selbe, was mit Glaslart abgemacht war,“ sagte er, und erzählte die Scheine auf dem Tisch. Dann ließ er den Kollegen und Vertreter des Glaslarts hinaus. Die dunkle Straße schluckte sofort diesen Mann und gab ihn nicht wieder heraus.

Genau um diese Zeit wurden die Beamten auf der Revierwache 23 unruhig und riefen im Hause des Konsuls an. Genau um diese Zeit hörte der Konsul Steensamp im Stadttheater den 4. Akt. Des Herzogs berühmte Canzone von den trügerischen Weiberberben ergriff ihn abermals tief. Er hatte keine Ahnung, daß ihn noch eine stärkere Erschütterung an diesem Abend erwartete.

Kochkunst im Mittelalter.

Seltene Gerichte.

In Berlin bildet zurzeit die Kochkunst-Ausstellung das Hauptinteresse aller Hausfrauen und aller Freunde einer guten Küche. In dem Zusammenhang ist interessant der Geschmackswechsel, der sich im Laufe der Jahrhunderte vollzogen hat, und was heute das Muster des guten Geschmacks darstellt, das konnte im Mittelalter manchmal wenig Beifall finden. Wenn wir heute die Gerichte des Mittelalters in ihrer Vielfältigkeit essen sollten, so würden wir an der Zubereitung und Zusammenfassung doch manches auszusetzen haben. In den „Quellenheften zum Frauenleben in der Geschichte“, die Emma Bedmann und Irma Stöb bei F. A. Herbig, Berlin W. 35, herausgeben, ist soeben eine neue Darstellung erschienen über „Die mittelalterliche Hausfrau“ von Dr. E. Kranz und Dr. E. Mehn von Westenholz. In dieser Darstellung werden auch Kochrezepte und Küchenzettel auf Grund der mittelalterlichen Quellen veröffentlicht. Hier ist ein mittelalterlicher Küchenzettel:

Anno Domini 1303 ist der ehrwürdige Herr Brun, Bischof, in unserer neuen Kirche (in Weihenfels) gewesen und hat sie eingeweiht. Und die Vorsteher auf dem Rathaus haben ihn zwei Tage lang bewirtet, und es ist ihm das Folgende zu essen gegeben worden:

Am ersten Tag, war das erste Gericht: Eine Eiersuppe mit Safran, Pfefferkörnern und Honig darin. Ein Hirsen-gemüse. Schafffleisch mit Zwiebeln. Ein gebratenes Duhn mit Zwetschgen.

Das zweite Gericht: Stodfish mit Öl und Rosinen, Bleye in Öl gebaden. Gesottener Nal mit Pfeffer. Gerösteter Büdling mit Senf.

Das dritte Gericht: Speisefische sauer gesotten. Kleine Vögel in Schmalz gebraten mit Rettich. Eine Schweinskeule mit Gurken.

Am zweiten Tag hat man ihm zu essen gegeben: Das erste Gericht: Gelbes Schweinefleisch. Ein Eierkuchen mit Doria und Weinbeeren. Gebratene Heringe.

Das zweite Gericht: Kleine Fische mit Rosinen. Kalte Bleye gebraten, die am vorigen Tage übrig geblieben sind. Eine gebratene Gans mit roten Rüben.

Das dritte Gericht: Gesalzener Hecht mit Petersilie. Ein Salat mit Eiern. Ein Gallert mit Mandeln befest. Und hiermit ist seine Gnade gar wohl zufrieden gewesen.

Bei der Leichenfeier eines Küchenmeisters Heinz im Jahre 1442 „gab man zu essen Mittag / das erste / heiß gesotten Fische / Karpen und Hechte / und etwan Barben / und ein grün Nüssgen Sinf und Gladen / darnach Dlen in einer gelben Brühe / und Rieh mit Zucker-Körner gezebelt und gebaden Strube / und Oflladen Stüd / darnach gebraten Salmen Rüd und Brehtlim.“

„Wöchentliches Küchenzettel für das Hofgesinde des Pfalzgrafen Hans Georg von Beldenz zu Lübeckstein“ 1573: Versächnis, was man dem gesind vor die Wochen aus für essen und gemues geben soll.

Item den sonntag zu morgen ein fleisch, ein supp und ein gebraten; zu nacht ein fleisch, ein gerst und ein briesen oder andern, was furhanden ist.

(Montag und Dienstag ausgelassen.)

Item den mittwoch zu morgen ein fleisch und ein supp, ein erbsmues und ein eingemacht fleisch oder ein pfeffer dafur, welches man haben mag. Zu nacht ein fleisch, ein reismus und ein briesen.

(Donnerstag ausgelassen.)

Item den freitag zu morgen ein erbes-supp, stodfish, ein essen grunfish und ein hirshen. Zu nacht ein erbes-brei, blatteisen, ein essen grunfish und ein habermus.

(Samstag ausgelassen.)

Hüllmann zählt die Gewürze, die im Mittelalter verwendet wurden, nach der Häufigkeit ihres Gebrauchs folgendermaßen auf: 1. Pfeffer, 2. Kardamon, 3. Paradieskörner, 4. Zittwer (Wurzel von Curcuma Cedoaria), 5. Ingwer, 6. Kuteben, 7. Anis, 8. Lorbeerblätter, 9. Zimt, 10. Gewürznelken, 11. Spise, 12. Muskatblumen und -nüsse.

Aus den Predigten Georg von Siengens (gestorben nach 1465):

„Es sind vier Dinge zu merken. Das Erste ist, daß man zu große Sorgfalt und zu viel Fleiß auf die Festlichkeiten verwendet und gute köstliche Speise und ebensolche Getränke bestellt. . . Das Dritte ist, daß er schon bald vier Boten oder noch mehr ausschickt, damit sie die Mächtigen und Reichen ins Haus laden. . . Das Vierte ist, daß man aus Eitelkeit und Hoffahrt besorgt ist, daß die Diener, die die Speise und die Getränke herzutragen, schön geschmückt und reinlich gekleidet sind. Weiterhin merkt man bei Festlichkeiten die Hoffahrt an dem kostbaren Geschirr, den goldenen und silbernen Kannen und den silbernen Schüsseln, aus zinnernen äße man ebenso gut. Auch merkt man die Hoffahrt daran, daß man bei einem Gastmahl überflüssige Speise und Getränke aibt. Ja, manchmal trägt man 20 oder 24 Gänge auf.“

Verordnung des Rats von Regensburg (1484):

„In namhaften Hochzeiten soll man geben des ersten Nachts fünf Essen, des Morgens am Hochzeitstage sechs Essen und nit mehr; und auf das andere Nachtmahl soll man niemand hinwieder laden, denn die nächsten Freund zu zwei Tischen auf 14 Personen und nit mer dann zweimal Sulzfish geben. Uebriags, verboten bei vier Pfund Pfennig. In Hochzeiten der Handwerker und des gemeinen Volks aber soll man zu essen geben des Nachts und nur vier Essen, und des Morgens fünf Essen, darunter soll man keinen Fisch geben, verboten bei einem Pfund Pfennig nur.“

Aphorismen.

Von Heinrich Rind.

Das einzige Mittel, nie aus der Rolle zu fallen, ist, überhaupt keine zu spielen.

Wer sich dazu durchgerungen hat, nichts mehr für sich selbst zu begehren, der hat mehr, als er je begehrt hat.

Lästernmüser kann man nicht daran hindern, daß sie lästern, wohl aber daran, daß sie recht haben.

Erstaunlich ist keines Menschen Wissen; das Erstaunliche beginnt immer erst, wo menschliches Wissen endet.

Man sucht seine Stärke oft in etwas, wofür man eine Schwäche zu haben behauptet.